

Ramon Maria Winter

IHR SEID DIE NÄCHSTEN

Thriller



SCYLLA VERLAG

Lesen ist gut.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe April 2019

© 2019 Scylla Verlag UG (haftungsbeschränkt)

Alle Rechte liegen bei Scylla Verlag UG, Köln

Umschlaggestaltung: Eva Hoerner / Michael Thelen

unter Verwendung von Bildmaterial: Adobe Stock (Fotalia)

Lektorat und Korrektorat: Mea Kalcher / Frederik Loraing

Buchsatz: Andreas Burbach

Druck und Bindung: Pressel Digitaler Produktionsdruck, Remshalden, Deutschland

Verlag: Scylla Verlag UG (haftungsbeschränkt)

ISBN: 978-3-945287-03-3

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische und sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Anmerkung des Autors

Die im Buch beschriebenen Städte, Orte und Gebiete gibt es nicht. Sie sind reine Fiktion.

Ich habe mir die Freiheit genommen, die europäische Geografie, Topologie sowie gesellschaftliche und politische Gegebenheiten den Erfordernissen des Romans anzupassen.

Jede Ähnlichkeit zwischen Figuren und Geschehnissen des Romans und lebenden oder toten Personen ist rein zufällig.

Für die, die ich liebe.

Meine Kinder, meine Familie, meine Freunde.

Liebe ist der einzige Sinn, den ich finden kann.

Die meisten Geschichten enden damit, dass die Menschen, die darin vorkommen, trotz aller Hindernisse, Verluste und Rückschläge an einen Punkt gelangen, an dem sie wieder mit Hoffnung in die Zukunft blicken können.

(UNBEKANNT)

1

Ich

Ich war zwanzig Jahre lang Pfarrer. Mit Leib und Seele, durch und durch. Man könnte sagen, ein Mann Gottes zu sein, war mein Schicksal und meine Berufung. Der Glaube an Gott erfüllte mich mit Liebe und Zuversicht, sowohl im ärmlichen, vom Bürgerkrieg gezeichneten Dorf meiner Jugend als auch im ländlichen Whispertal als gesetzter, wohlhabender Pfarrer.

Doch der Ausbruch der Seuche mitsamt des grauenhaften Schreckens, den er hinterlassen hat, änderte alles. Mein unerschütterlicher Glaube bekam Risse. Damals war ich vierundvierzig und halb grau. Heute bin ich fünfundvierzig und schlohweiß.

Whispertal wurde damals zum Tummelplatz von Mördern und wütenden Hunden, neben denen der Teufel wie ein blutiger Anfänger ausgesehen hätte. Als die Gewalt um mich herum eskalierte, entwickelte die Kombination aus Angst und Selbsterkenntnis eine solche Wucht, dass ich Gott und meinen Mitmenschen nicht mehr vertrauen wollte. Das ist meine Erklärung. Aber keine Entschuldigung.

Eine Zeit lang hoffte ich, meine Zweifel würden von allein verschwinden, aber mein Zorn auf die Verantwortlichen wütete lange Zeit in mir.

Jetzt, ein Vierteljahr später, gibt es Lichtblicke. Hin und wieder traue ich mich, anders darüber zu denken. Ich versuche, mit der Vergangenheit abzuschließen. Falls mir das gelingt, kann ich vielleicht wieder zu Gott finden. Andernfalls wandere ich aus und gründe eine Bierbrauerei.

Wenn ich über den vergangenen Sommer nachdenke, versuche ich, ganz am Anfang zu beginnen und durchzuhalten, bis ich mich zur Gegenwart vorgekämpft habe. Zu einem Punkt, an dem alles gut werden kann. Aber ich muss gestehen, dass mir im Laufe der Zeit auch *diese* Zuversicht verloren gegangen ist.

Nun sitze ich hier, zwingen meine Gedanken zurück und blicke auf ein Szenario des Grauens.

Es war der heißeste Sommer, den ich jemals erlebt hatte. Auf den Feldern verdorrte das Getreide, der Asphalt auf den Straßen glühte, und die Bewohner des Dorfes ächzten unter der Hitze.

Dann, eines Tages, verschwanden die Hunde. Auch mein guter alter Diego lief davon. In einer warmen Sommernacht, etwa eine Woche später, tauchten er und die anderen wieder auf.

Das war der Anfang.

Der Virus breitete sich aus. Er verwandelte Tiere in Bestien und Menschen in Mörder. Egal ob Familie, Freunde oder Nachbarn. Man war nirgendwo sicher.

Wir versteckten uns in kleinen Gruppen oder allein. Wir konnten niemandem trauen. Uns selbst am wenigsten.

Mit so etwas hatte natürlich niemand gerechnet. Die Infizierten überrannten Dörfer und Städte. Es war wie in einem real gewordenen Horrormoman. Ich bekam es am eigenen Leib zu spüren. Nachdem die Krankheit mich erwischt hatte, verwandelte sich mein Gehirn in Matsch. Ich wurde zu jemand anderem, einem Monster, dessen Handeln ganz und gar von dem Streben des Virus nach Wei-

terverbreitung gesteuert wurde. Von Mensch zu Mensch, von Blut zu Blut, vom Blut ins Nervensystem und von dort aus direkt ins Gehirn. Im Nachhinein kann ich nicht mehr unterscheiden, was damals Mensch oder Tier war oder beides oder gar nichts mehr. Die Natur bewies der Welt einmal mehr, zu was sie im Stande ist, wenn die Menschheit versucht, sie zu manipulieren.

Wie gesagt, es traf mich selbst. Vom Pfarrer zum Killer — dumm gelaufen. Aber was meine Untaten anbelangt, ist das bei Weitem nicht die ganze Wahrheit. Denn ich hatte schon vorher getötet. Mit meiner eigenen Waffe, bei vollem Verstand.

Wenn ich ehrlich bin, ist die Sache in Marinasund ein wohlüberlegtes Blutbad gewesen. Damals, unter den gegebenen Umständen, wurde es von den Behörden ignoriert. Heutzutage wäre ich dafür lebenslang in den Knast gewandert.

Meine Frau Pam sagt, ich hätte gute Gründe dafür gehabt. Ich hätte meine Familie und Freunde beschützen wollen. Aber für mich zählt nur, dass ich es getan habe. Dass ich gegen Gottes Gebote verstoßen habe, die ich niemals zuvor angezweifelt oder verletzt hatte.

Nachts, allein mit mir selbst, treffen mich die Wellen der Schuld mit ihrer ganzen Kraft.

Whispertal. Meine Heimat.

Von 348 Einwohnern starben 224.

Der Rest floh.

Als sie wiederkamen, gingen sie schweigend durch das Dorf. Auf dem Marktplatz begannen die ersten zu weinen. Sogar die Hartgesottesten suchten Halt an der Kirchenmauer und hielten sich die Hände vor die offenen Münder.

Die leeren Häuser waren schuld. Sie offenbarten die Momente des Schreckens in den Spuren, die die Gewalt an ihren Mauern, Türen und Fenstern hinterlassen hatte.

Mein Freund Mark. Er ist Arzt.

Nach den ersten unerklärlichen Gewaltausbrüchen hier in Whispertal versuchte er herauszufinden, womit wir es zu tun hatten. Mark war der Erste, der einen Virus vermutete, er war der Erste, der hinter das Verbrechen kam und er war einer der Ersten, den die Schuldigen beseitigen wollten.

Natürlich versuchten sie, ihre Taten zu vertuschen. Die eine Hälfte der Übeltäter gehörte der Regierung an, die andere Hälfte der Großindustrie. Sie ließen einfach jeden zum Schweigen bringen, der zu viel wusste. Egal wie, egal wen.

Es ist immer dieselbe Geschichte.

Geld und Macht sind wichtiger als das Wohl der anderen. Die Katastrophe hat mir einmal mehr gezeigt, dass die Menschheit selbst die Plage ist, und ich frage mich, wann die Natur die Situation ein für alle Mal korrigieren wird.

Aber ich will beim Thema bleiben.

Mark und seine Freundin, die Polizeichefin Betty Jäger, nahmen die ganze Verbrecherbande auseinander. Dafür wurden sie gejagt. Genau wie jeder andere, der zu ihnen hielt. Und manch einer wurde getötet.

Eine von Marks guten Charaktereigenschaften ist, dass er nie leere Versprechungen macht. Manchmal verrennt er sich dabei, und dann muss ich ein Auge auf ihn werfen. Seit wir uns das erste Mal begegnet sind, habe ich es zu meiner Pflicht gemacht, dafür zu sorgen, dass er nicht im Sog seiner eigenen Prinzipien und Selbstzweifel untergeht. Im Sommer hat er sich in Vorhaben verrannt, bei deren Schilderung sich mir die Haare sträubten und auf die ich nie wieder eingehen werde. In solchen Momenten versuchte ich, beharrlich zu bleiben. Ich fragte ihn: „Findest du, dass es das wert ist?“

Er sagte: „Ja.“ Und zog es durch.

Am meisten quält mich die Erinnerung an Lukas und Eva. Sie waren Marks Freunde und lebten im Küstenstädtchen Marinasund. Sie haben Mark und seinen Sohn Erik in ihrer Wohnung versteckt, nachdem die beiden aus Whispertal flüchten mussten. Als Bürgermeister Hartländers Killerkommando bei ihnen auftauchte, war Mark gerade unterwegs, um Informationen über die Entwicklung eines Antiserums zu beschaffen.

Wie gesagt, er zog es durch.

Lukas und Erik überlebten die Sache. Eva nicht. Seine Freunde mussten Schreckliches erleiden, weil sie ihm helfen wollten.

Und ich?

Ich kam, als alles zu spät war. Das Einzige, was ich tun konnte, war, sie zu rächen.

Und das tat ich. Erzengel Gabriel, Erzengel Gordon ... einer musste schließlich den Teufel und seine Bande über den Haufen schießen.

Mark war verheiratet, aber Helen verließ ihn. Im Sommer wurde sie hier in Whispertal von einem befallenen Hund getötet. Seitdem lebt ihr gemeinsamer Sohn Erik bei Mark. Eine schwierige Situation für beide, aber Mark hat sich als Vater bewährt. Er ist stark, auch wenn es oft nicht so scheint. Letztendlich haben wir es ihm zu verdanken, dass der Virus gestoppt und die Schuldigen überführt wurden. Das heißt, Betty hat natürlich einen großen Teil dazu beigetragen. Sie hat dabei mehr als einmal ihren Job als Polizeichefin und ihr Leben aufs Spiel gesetzt.

Mitten in den Wirren der Katastrophe stellte meine Frau Pam fest, dass sie schwanger ist. Ich wollte sie beschützen, genauso, wie ich alle anderen gerne beschützt hätte. Ich konnte es nicht. Es war reines Glück, dass ihr und dem Kind nichts passiert ist.

Ich schaue aus dem Fenster zur Kirchturmuhre hinauf. Es ist Zeit, ich muss zur Jagd. Und das, obwohl ich weiß, dass Mark heute zusammen mit Erik und Betty aus dem Zeugenschutz zurückkehrt. Ich bedaure zutiefst, dass ich nicht da sein kann, um sie zu empfangen. Mark ist mein bester Freund. Der einzige Mann, dem ich wirklich vertraue.

Andererseits bin ich auch ein wenig froh, dem Tumult zu entgehen. Ich weiß noch, wie es war, als Pam und ich nach der Katastrophe nach Whispertal zurückkehrten. Meine Gemeinde, die deutlich geschrumpft war, Freunde und Kollegen haben einen Riesenwirbel veranstaltet. Mit so was kann ich nicht umgehen.

Ich stehe auf, schiebe den Stuhl zurück an den Tisch und gehe in den Flur. Jedes Mal, wenn ich durch unser Haus laufe, erfüllt mich das Gefühl tiefer Zufriedenheit. Hier lebe ich mit der Frau, die ich liebe und schon bald wird auch unsere kleine Tochter hier leben. Hier ist mein Zuhause. Das ist eine der wenigen Sicherheiten, die ich mir bewahren konnte, auch wenn nun an jeder Tür mindestens fünf Schlösser hängen.

Pam steht mit den Autoschlüsseln in der Hand vor der Garderobe. Sie ist achtunddreißig, hat dunkelbraunes, langes Haar und kluge, herausfordernde Augen. Seit sie schwanger ist, strahlt sie eine frauliche Reife aus, die mich umhaut. Aber im Moment ist sie sauer, weil ich den ganzen Samstag weg sein werde. Wegen der Schwangerschaft leidet sie an Stimmungsschwankungen und dicken Beinen.

„Hallo Schatz.“ Ich will ihr einen Kuss geben, aber sie dreht den Kopf weg.

„Lass das.“ Sie bückt sich ächzend und greift nach ihren Stiefeln. Dann setzt sie sich auf die unterste Treppenstufe. „Scheiße.“ Sie zerrt an einem der Stiefel, bekommt ihn aber nicht über den Fuß.

„Soll ich dir helfen?“ frage ich und lächele, in der Hoffnung, dass sie mich nicht sofort tötet.

„Nein.“ Sie wirft einen Blick in den Spiegel neben der Garderobe.
„Ich seh aus wie eine Dampfnudel.“

„Du bist wunderschön.“

Sie packt die Stiefel und schleudert sie mir um die Ohren. „Lügner.“
Sie stützt sich am Treppengeländer ab und schlüpft in die Hausschuhe, die neben der Treppe stehen. „Ich fahr zu meiner Schwester. Schönen Tag noch.“ Fluchend verlässt sie das Haus. Sekunden später höre ich das Röhren des Pick-ups.

Ich räume ihre Stiefel in den Schuhschrank.

Im Herbst, wenn die Blätter von den Bäumen gefallen und die Felder abgeerntet sind, haben die Schützen gute Sicht. Was ihnen etwas nutzen würde, wenn sie *gute* Schützen wären. Aber das trifft auf keinen der Whispertaler Jäger zu. Von mir selbst einmal abgesehen, sind sie alle Stümper.

Für mich sind die Jagdgesellschaften deshalb eine lästige Notwendigkeit. Ich übernehme die Planung, passe auf Mensch und Wild auf und Sorge für das „Aufräumen“. So nenne ich es, wenn ich dem angeschossenen Wild folge, um es zu erlösen. Ich weiß, das klingt wie bei diesen Verbrecher-Syndikaten, die nach dem Gemetzel ein paar harte Kerle schicken, um den Dreck wegzumachen. Aber ich bin weder hart noch Mitglied eines Verbrecher-Syndikates. Ganz im Gegenteil. Nach all der Scheiße fühle ich mich kraftlos und alt und habe einen Ohrwurm aus Befürchtungen, der mich in den Wahnsinn treibt: *Pass auf, gleich erschießt du jemanden. Pass auf, gleich erschießt du jemanden.*

Ich sag nur: Erfahrungswerte.

Dennoch muss ich los, denn es ist meine Aufgabe, die Jäger von Whispertal davon abzuhalten, alles abzuballern, was ihnen vor die Flinte kommt.

Pam sagt immer, genau das sei mein Problem. Sie meint damit nicht das Schießen, sondern mein ausgeprägtes Mitgefühl mit allem und jedem. Ihre genauen Worte sind: rührseliger, alter Pfaffe. Das Adjektiv „alt“ ist dazugekommen, nachdem ich die Vierzig überschritten habe. So ist das, wenn man eine sieben Jahre jüngere Frau heiratet.

Dieses Jahr, es ist erst Anfang Oktober, kommt der Winter sehr früh. Während ich mir auf der Kante der Treppenstufe die Stiefel zubinde, höre ich Wildgänse über Whispertal hinwegziehen. Ich blicke aus dem Fenster und denke: *It's gonna be fucking cold.*

Nachdem ich alle Sachen gepackt, mein Gewehr geladen und gesichert habe, trete ich hinaus in die klare Herbstluft. Ich frage mich oft, was ich meiner kleinen Tochter wohl mitgeben werde. Ich selbst bin die genetische Mischung aus einem gewalttätigen, englischen Fanatiker und einer stillen, schottischen Inselbewohnerin. Von meinem Vater lernte ich, wie ich nicht sein wollte und von meiner Mutter, dass Liebe blind macht, aber alles zu heilen vermag. In dem Dazwischen existierte ich und lernte, großzügig mit anderen zu sein und streng mit mir selbst, hielt mich an die Liebe und wandte dem Hass meines Vaters den Rücken zu. Ich denke, so wird man Pfarrer.

Während ich über den Marktplatz stiefele, kommt es mir vor, als wolle die Sonne an diesem Morgen gar nicht mehr aufgehen. Mein Atem bildet kleine weiße Wölkchen, die der scharfe Wind davon bläst. Die Regenwolken hängen so tief, dass die schwarzen Umrisse der Hügel mit ihnen verschmelzen. Hoffentlich bleibt es trocken. Im Wald neigen sich die Baumkronen im Wind und werfen die letzten Blätter ab. Die Lichtung am Wegkreuz ist leer. Kein Jäger, kein Jogger, kein Spaziergänger. Ich schaue auf die Uhr. Ich bin eine halbe Stunde zu früh dran und hoffe sehr, dass der Regen sich noch etwas Zeit lässt, denn es ist tatsächlich scheiße kalt. Ich stelle den Drilling auf dem Boden ab, um mir die Schulter zu reiben. Die Waffe

ist schwer, eine robuste Kombination aus zwei Schrotläufen und einem Kugellauf. Aber es ist das einzige Gewehr meiner Sammlung, das ich nach dem blutigen Sommer nicht im Garten vergraben habe.

Während ich dastehe, beobachte ich einen Eichelhäher, der krächzend in die Büsche flattert. Im Whispertaler Naturschutzgebiet gibt es viele Tiere, auch große Beutegreifer wie Luchs und Wolf. Nie hat es Konflikte zwischen Mensch und Tier gegeben. Nach den Vorfällen mit den Hunden aber, blieben die Wälder menschenleer. Marks Bruder Lars hat mir erst neulich erzählt, dass er beim Joggen ein paar Streunern begegnet ist. Sie wurden, während die Seuche grassierte, von ihren Besitzern ausgesetzt. Nun streifen sie herrenlos durch die Wälder und sind zum Abschuss freigegeben. Vielleicht werden die schießwütigen Whispertaler die beklagenswerten Viecher heute erwischen.

Ein Eichhörnchen flitzt einen Baumstamm hinauf, hält inne und lauscht. Dann springt es in die Äste und fegt zum Wipfel hinauf. Ich frage mich, wovor es sich erschreckt hat und richte den Blick auf die Schatten zwischen den Tannen. Dann schaue ich wieder weg, denn ich muss aufhören, mich ständig umzusehen. Manchmal ist ein Schatten eben nur ein Schatten.

Als hinter mir ein paar Äste knacken, wirbele ich wie von der Tarantel gestochen herum.

„Hallo Pfarrer Shooter.“ Jakobsen steht vor mir, groß und breit, und grinst über beide Backen. Bei ihm habe ich immer das Gefühl, dass ich durch seine wasserblauen Augen direkt in sein Hirn sehen kann. Fenster ohne Ausblick.

„Ham Se sich erschreckt?“, fragt er.

„Nein. Na ja, ein bisschen.“ Ich entspanne mich, aber mein Herz holpert noch ein paar Mal. Vielleicht auch wegen des schlechten Gewissens, weil ich eines von Gottes Kindern für saublöd halte.

„Is Ihnen nicht zu verdenken. Hab auch keine Nerven mehr.“

Der Bäcker fasst in seine mehlbestäubte Jackentasche und zieht ein Päckchen Zigaretten heraus. „Hab wieder angefangen.“ Er zündet die Zigarette mit einem Benzinfeuerzeug an und inhaliert tief.

„Sie sehn'n bisschen blass aus, Herr Pfarrer.“

„Hmm. Vielleicht hab ich mir eine Erkältung aufgefangen.“

„Sie sind lustig.“ Jakobsen stößt den Rauch aus. „Es heißt *eingefangen*. Bei dem Wetter kein Wunder. Und Ihre Frau?“

Ich lächele. „Ihr geht es gut, danke.“

„Wann isses denn soweit?“

„Februar.“

Jakobsen nickt. „Meine Frau war immer furchtbar gereizt. Und gegessen hat sie wie'n Scheunendrescher. Ich war jedes Mal froh, wenn's vorbei war.“ Er bläst Rauch in die Luft und spuckt auf den Boden. „Aber ich liebe die kleinen Gören, das könnse mir glauben.“

Ich nicke. „Sie haben tolle Töchter.“

In der Kiefer über uns lassen sich zwei Krähen nieder. Jakobsen scharrt mit den Füßen. „Wo stecken denn die andern? Wenn wir noch lange warten, wird's wie aus Kübeln gießen, noch bevor wir losgehn.“

Mir wäre es recht, wenn sie die Sache wegen des schlechten Wetters abblasen würden. Aber das sage ich nicht. Ich fühle mich erschöpft. Einen Moment lang glaube ich sogar zu zittern, aber als ich an mir herunter blicke, ist alles in Ordnung. Und natürlich ist es so, wie Jakobsen gesagt hat: Der vergangene Sommer hat uns alle fertig gemacht. Doch das Gefühl, dass etwas nicht stimmt, bleibt, und ich frage mich, ob ich nicht einfach darauf hören und nach Hause gehen sollte.

Keine Viertelstunde später ist die Gesellschaft vollzählig. Fünfzehn Männer, fünf Frauen. Ich kenne die meisten, viele kommen sonntags in meinen Gottesdienst, der Rest wohnt in der Nähe. Auf dem Land kennt man sich. Nachdem die Bläser das Signal gegeben haben, machen sich die Schützen zu ihren Hochsitzen auf. Die Treiber mit ihren Hunden warten auf mein Signal. Seit dem Ausbruch der Seuche müssen sie das Gesundheitsattest eines Tierarztes vorlegen, um teilnehmen zu dürfen. Ich überprüfe jedes einzelne persönlich, was manch einer für übertrieben hält, aber ich weiß, dass Nichtstun Folgen haben kann.

Der alte Sepp vom Milchhof mault: „Früher haben wir dem Wort des anderen noch vertraut. Heute muss alles amtlich belegt sein.“

Ich sage: „Hat nicht *dein* Hund im Sommer einen der Jäger bei der Treibjagd getötet?“ Das bringt ihn zum Schweigen und ich lege die Routen der Treiberketten fest. Nachdem auch das erledigt ist, brechen wir auf.

Mein Hochsitz steht auf einem der dorfnahe Hügeln, so dass ich einmal über den gesamten Kamm steigen muss. Nach ein paar hundert Metern trenne ich mich von den anderen, nur so habe ich die Chance, das eine oder andere Reh zu vertreiben, bevor es jemandem vor die Flinte läuft. Natürlich sage ich das nicht, sondern erkläre, dass ich die Warnschilder für die Wanderer nochmals überprüfen will.

Auf dieser Seite des Hügels gibt es keinen Pfad. Der Hang ist steil und überwuchert von totem Gestrüpp. Im Dickicht können Wildschweine liegen, ich bewege mich vorsichtig und schaue mich immer wieder um. Zuerst arbeite ich mich hinauf zur Hügelkuppe, wo ich stehen bleibe. Ich brauche eine Minute, bis ich wieder zu Atem komme, erstaunt, wie fertig ich bin.

Aber die Wahrheit ist, dass ich seit Wochen immerzu ein unruhiges Gefühl in mir habe, ganz so, als wäre eine fette Erkältung im Anmarsch. Ich befürchte, dass es das Resultat aus Angst, Reue und anhaltendem Nieselregen ist. Es fühlt sich mies an. Ich hasse es, wie es mich durchströmt, meine Brust umklammert und mein Denken blockiert.

Ich stelle das Gewehr an einen Baumstamm und blicke über die Baumwipfel in die Ferne. Weitere Regenwolken schieben sich von Osten her über die Ebene und treiben auf die Hügel zu. Trotz der körperlichen Anstrengung fröstele ich.

Als ich das Gewehr hochhebe, fällt mir auf, dass neben dem Baum der Boden zertrampelt ist. Zigarettenstummel liegen herum. Manche aufgeweicht und alt, andere wie gerade erst hingeworfen. Eine ganze Menge davon. Hier hat sich erst vor Kurzem jemand für eine längere Zeit aufgehalten.

Ich sehe mich um. Es dürfte niemand hier sein, der nicht zur Gesellschaft gehört, Rauchen ist bei einer Jagd, besonders im Naturschutzgebiet, untersagt und das Areal weiträumig abgesperrt. Warum also sollte sich jemand hier aufhalten? Es gibt nicht viel zu sehen, mitten in der Wildnis, und der Wanderweg verläuft zweihundert Meter weiter unten, an der Flanke des Hügels. Ein weiteres Mal drehe ich mich um und bleibe so stehen, dass ich einen kleinen Ausschnitt des Dorfes sehen kann.

Ich nehme das Fernglas aus der Tasche und blicke hinab. Ich sehe einen Teil meiner Kirche, den Marktplatz und Marks Haus. Im unteren Stockwerk brennt Licht, hinter dem Fenster bewegen sich Schatten. Sein Bruder Lars renoviert seit Tagen das Haus. Als Mark Whispertal verließ, und damit auch sein Haus und seine Praxis, war beides nicht viel mehr als eine zerschossene Ruine gewesen.

Noch einmal betrachte ich den Boden. Die Spur der Zigaretten-

kippen reicht von meinen Füßen aus ein Stück den Hang hinunter. Richtung Whispertal. Ich folgere, dass jemand hier gestanden und Zigarettenstummel vor seine Füße geschnippt hat, während er auf diesen winzigen Ausschnitt des Dorfes hinunterblickte. Aber warum?

Ich bücke mich, um einen Zigarettenstummel aufzuheben und entdecke noch etwas. Unter den Herbstblättern ist ein kleiner, verwaschener, gelber Farbfleck. Ich fege das Laub zur Seite und sehe einen zweiten Fleck. Bei näherem Hinsehen sind es farbig markierte, sternförmige Abdrücke im Waldboden. Der Abstand zwischen ihnen beträgt etwa zwanzig Zentimeter.

Da fällt der Groschen. Ich weiß jetzt, was ich da vor mir habe: die Abdrücke des aufsteckbaren Zweibeingestells eines Präzisionsgewehrs. Ich schaue mich um, dann lege ich mich auf den Bauch, um über die Abdrücke und die Kimme meines Gewehres das Dorf anzuvisieren. Mir fällt auf, dass in Blickrichtung ein paar Büsche umgeknickt sind, weitere scheinen ausgerissen worden zu sein. Ich habe freie Sicht. In diesem Winkel und auf dieser Höhe zielt man genau auf Marks Wohnzimmerfenster.

Mein Herz pocht. Ich stehe auf und blicke mich wieder um, diesmal alarmiert, denn mein Gefühl sagt mir, dass ich in etwas Gefährliches hineingeschneit bin. Mark wird heute aus dem Zeugenschutz zurückkehren. Am Tag der Jagd. Wenn alle Welt im Wald herumballert, wird ein einzelner, zusätzlicher Schuss nicht auffallen. Mark hat mir erzählt, dass die Leute vom Zeugenschutz ihm grünes Licht gegeben hätten. Sie wären sich sicher, dass die Gefahr vorüber sei. Sie haben sich geirrt.

In der nächsten Sekunde meine ich, ein Geräusch zu hören. Ich halte die Luft an, mein Herz vollführt einen schmerzhaften Satz.

Äste knacken.

Jemand kommt.

Mein Instinkt befiehlt mir, sofort abzuhausen. Ich gehorche. Noch ist es keine Panik, aber die Furcht sitzt mir bereits im Nacken. Im Laufen nehme ich das Gewehr von der Schulter, sehe den Wanderweg unter mir. Knapp zweihundert Meter. Auf dieser Seite ist der Hang felsig. Ich muss aufpassen, dass ich nicht stürze.

Hinter mir geraten Steine ins Rollen. Äste brechen. Jemand ist mir auf den Fersen.

Ich renne schneller, falle beinahe über einen umgestürzten Baumstamm. Ich muss einen Vorsprung gewinnen. Soviel, dass ich mich umdrehen kann, zielen und entscheiden, ob es notwendig ist, zu schießen. Oder nicht.

Ich erinnere mich an einen Satz, den ich oft im Leben gehört habe, meist im Zusammenhang mit Wildschweinen, Hunden und Amokläufern: „Nur Trottel rennen einfach los.“ Aber ich renne und muss mich jetzt mit Eventualitäten begnügen, weil ich die Kontrolle über die Situation demjenigen überlassen habe, der hinter mir her ist.

Ohne Vorwarnung kommen die Schmerzen.

Es ist, als wäre mir jemand auf die Brust gesprungen. Der Schmerz geht von der Mitte des Brustkorbs aus und strahlt in alle Richtungen, besonders in Arme und Kiefer. Ich ahne, was das bedeutet, will es aber nicht wahrhaben. Ein beschissener Herzinfarkt. Prompt bekomme ich keine Luft mehr. Kalter Schweiß bricht mir aus und mir wird furchtbar übel. Ich kann das Gewehr nicht mehr halten, es fällt ins nasse Laub und rutscht ein Stück den Hang hinunter. Todesangst erfasst mich. Ich lasse mich auf die Knie sinken, krieche hinter einen Baum und lehne mich an den Stamm. Etwas Besseres fällt mir nicht ein. Ich denke: *Mein Versteck ist absolute Scheiße*. Aber dann ist es mir egal. Ich werde ohnehin sterben.

Hinter mir nähern sich Schritte. Und verstummen.

Dann passiert etwas wenig Überraschendes. Eine Waffe wird durchgeladen, das Geräusch ist unverwechselbar. Und sehr nah hinter mir.

Die Enge in meiner Brust wird unerträglich. Ich presse die Hände auf die Rippen und versuche, mich umzusehen. Ich kann kaum den Kopf aufrecht halten. Ohne es verhindern zu können, falle ich auf die Seite.

Hinter mir zieht jemand an einer Zigarette.

Ich frage: „Wer sind Sie?“

Keine Antwort.

„Was wollen Sie von mir?“

Keine Antwort.

Ich spüre die Bedrohung und frage mich, was ich tun oder sagen soll, um das Unvermeidliche abzuwenden. Ich sage: „Hören Sie auf mit dem Scheiß.“

Stille.

Abermals versuche ich, den Kopf zu drehen, schaffe es aber wieder nicht. Das Handy klemmt in meiner Hosentasche. Ich denke: *Ich muss Mark warnen. Ich will meine Tochter aufwachsen sehen. Ich will jetzt nicht sterben.* In dieser Reihenfolge. Warum ich zuerst an Mark denke? Eine alte Angewohnheit. Ich denke: *Ich bin zu jung zum Sterben, es fängt doch gerade erst an.* Im vergangenen Sommer gingen mir andere Sätze durch den Kopf. Sowas wie: *Der Herr ruft mich zu sich.* Aber ich habe mich verändert.

Ich ahne, dass mein Verfolger hinter mir die Waffe hebt. Gleichzeitig werde ich von dem Gefühl heimgesucht, alles in den Händen zu halten, was ich mir je erhofft habe, nur um es jetzt wieder zu verlieren.

Ich keuche: „Sie müssen das nicht tun.“ Früher hat mein Glauben mir immer Kraft gegeben, aber nun funktioniert es nicht.

Ich denke: *Herr, gib mir die Kraft das durchzustehen*. Es bleiben nur Worte.

Mein Verfolger drückt seine Waffe an meinen Kopf. Ich schätze, es ist eine Pistole. Ich liege auf dem Boden und warte auf den Schuss. Noch bin ich bei Bewusstsein, aber ich baue ab. Ich habe Angst. Ich denke an Pam. An das Leid, das mein Tod auslösen wird. Ich will nicht, dass sie meinetwegen trauert. Sie soll glücklich sein. Ich flüstere: „Gott ist bei uns.“

Mein Verfolger schnaubt. Er will nichts von Gott hören. Vielleicht hält sein Gewissen das nicht aus. Bevor er sich dazu entschließt, abzudrücken, krampft sich mein Herz zusammen. Es tut nicht weh. Ich spüre sogar, wie es stockt. Es ist nicht mehr als ein Ruck, der durch meinen Körper läuft. Der Schmerz, der vorher in meiner Brust gewütet hat, ist weg, und die Angst auch. Schwarze Dunkelheit fliegt heran. Eine Weile kämpfe ich dagegen an, aber dann überkommt mich tiefe Ruhe. *So ist es*, denke ich, *Frieden*.

Ich spüre kaum, wie mein Verfolger mir in die Seite kickt. Er will wohl wissen, ob ich tot bin. Es muss verwirrend sein, dass ich sterbe, ohne dass er etwas dazu getan hat. Die Kugel kann er sich wirklich sparen. Ich bin erledigt, und ein Schuss ist immer ein Risiko. Er zündet sich eine weitere Zigarette an. Ich stelle mir vor, wie er den Rauch Richtung Himmel bläst. Dann murmelt er etwas, das ich nicht verstehe. Zumindest weiß ich jetzt, dass mein Verfolger ein Mann ist.

Schritte.

Er geht, denn er weiß, was auch ich weiß: Hier gibt es nichts mehr zu tun.

Nachdem er gegangen ist, verliere ich das Bewusstsein, wie lange, weiß ich nicht. Eine Salve Schüsse weckt mich wieder auf. Wider

aller Erwartung bin ich am Leben. In dem Moment steht für mich fest: Gott hat mir mit einem Herzinfarkt das Leben gerettet. Er ist und bleibt ein findiger Typ und ich sollte mich auf ihn verlassen.

Ich habe Angst, dass die Schüsse mir gelten, doch kurz darauf raschelt es im Gebüsch und ein Reh humpelt an mir vorbei. Das arme Ding. Ich hebe den Kopf und recke den Arm nach meinem Gewehr. Es liegt zu weit weg. Dass ich das Reh nicht erlösen kann, macht mich wahnsinnig wütend. Der Zorn gibt mir Kraft und ich schiebe mich ein Stück auf die Stelle zu, an der mein Gewehr liegt, schaffe es aber nicht, es zu erreichen. Kraftlos breche ich im nassen Laub zusammen. Im selben Moment vibriert das Handy in meiner Hosentasche. Ich versuche, es herauszukramen, doch der linke Arm ist taub, mit dem anderen komme ich nicht dran. Es ist zum Verrücktwerden.

Abermals werde ich von einem Geräusch geweckt. Mir ist kalt. Um mich herum ist es dunkel und ich höre Stimmen. Also, echte Stimmen. Keine Engel. Die Leute müssen sich Sorgen gemacht haben. Es wurde geschossen, ich bin nicht wieder aufgetaucht und gehe nicht ans Telefon. Außerdem sollte die Jagd spätestens bei einsetzender Dämmerung beendet sein und jetzt ist es stockfinster.

Da sehe ich den Lichtkegel einer Taschenlampe. Mit dem Gefühl, endlich in Sicherheit zu sein, überrollt mich eine Welle der Erschöpfung. Ich bleibe auf dem Rücken liegen und starre in den Himmel.

„Hier ist er!“ Jemand beugt sich über mich. „Pfarrer Shooter? Hören Sie mich?“

Ich erkenne nicht, wer über mir kniet und werde wohl auch nie wissen, wer es war, denn er springt wieder auf und macht jemand anderem Platz.

„Wir brauchen einen Arzt!“, brüllt dieser direkt neben meinem Ohr in die Dunkelheit.

Sofort denke ich an Mark und bekomme ein schlechtes Gewissen. Am liebsten würde ich sagen: *Lasst gut sein, Jungs. Lasst den Doc doch erstmal richtig zu Hause ankommen.*

Weitere Informationen zu unseren Büchern finden Sie auf

www.scylla-verlag.de

